

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Martin Corzilius
Der Henker von Aix
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Kapitel

I

Der 1. März 1792 war ein Festtag für Aix-en-Provence. Schon seit Sonnenaufgang waren die Leute auf den Rathausplatz geströmt, und nun, um halb elf am Vormittag, eine halbe Stunde vor dem großen Ereignis, gab es dort keinen freien Pflasterstein mehr. Tausende von Schaulustigen belagerten die in der Mitte des Platzes aufgebaute Bühne: ein Holzpodest, fünf mal fünf Meter groß und drei Meter hoch über dem Boden. Dieses Podest umdrängten die Menschen wie Fliegen eine Blutpfütze beim Schlachter. Weiter hinten mussten sie sich auf mitgebrachte Kisten stellen, um überhaupt etwas erspähen zu können. Sogar die Balkone an den Häusern ringsum waren vollbesetzt. Die ganze Stadt hatte sich eingefunden. Alle fieberten dem großen Spektakel entgegen. Dieser Tag war Hinrichtungstag.

Im Türrahmen zu der Gefangenzelle, in der die zum Tode Verurteilten ihre letzte Nacht verbrachten, lehnte Alain Durand. Das rechte Bein war durchgestreckt, das linke angewinkelt, die Fußspitze tippte einen eigentümlichen Takt auf den Steinboden. Die Arme hielt er vor der Brust verschränkt, die aufgerollten Hemdsärmel spannten sich über den Muskeln. In seinen dunklen Augen lag jener Ausdruck, den nicht wenige Frauen der Stadt für Melancholie hielten. Bislang – so scherzten die Leute von Aix – bislang sei noch jede Frau errötet, wenn Alain sie ansprach, um sie zum Schafott zu führen.

Alain Durand war der Henker von Aix.

Er war der Henker, aber nicht aus freiem Willen. Sein Vater schon hatte als Scharfrichter gewirkt, dessen Vater ebenfalls und so fort, eine Kette, die bis tief in die Vergangenheit reichte. Irgendeiner von

Alains Ahnen hatte einst, aus welchem Grund auch immer, nach dem Richtschwert gegriffen. Damit hatte er nicht nur über sein eigenes Leben, sondern auch über das der ganzen Familie mit all ihren Nachkommen entschieden. Denn für den Sohn eines Henkers gab es nur zwei Möglichkeiten: Entweder er trat in die väterlichen Fußstapfen, oder aber er ging fort, um in der Fremde die Erbschuld abzuschütteln und ganz von vorne zu beginnen. In der Heimat einen normalen Beruf zu ergreifen, das war unmöglich. Kein Handwerker, kein Händler würde den Sohn eines Henkers einstellen, keine Zunft würde zulassen, dass ihr Berufsstand auf diese Weise befleckt wurde. Also weggehen? Das wiederum hatte Alain nicht gewollt. Aix war seine Heimat, er liebte die Provence, hier fühlte er sich verwurzelt. So hatte er sich also entschieden, zu bleiben und das übelbeumdete Amt anzunehmen.

Alain Durand spielte die eine Hauptrolle in dem Stück, auf das die Leute draußen vor dem Rathaus so ungeduldig warteten. Die andere gehörte, jedenfalls an diesem 1. März 1792, Jules Perpignet, einem kleinen Bauern, dürr und abgenutzt. Er hatte einen Getreidehändler umgebracht, wenn auch mehr aus Versehen: Perpignet war kein Revolutionär, er war ein armer Mann, der einmal, ein einziges Mal in seinem Leben aufgebeht hatte, einmal, als er zu verzweifelt und obendrein noch betrunken gewesen war. Und eine Sense über der Schulter getragen hatte.

Perpignet kauerte auf der Pritsche, knetete seine Hände und ließ seinen Blick zwischen den Knien hindurch auf den Boden fallen. Dem Priester, der neben ihm saß und lateinische Gebete herschnurrte, schenkte er keine Beachtung. Gelegentlich seufzte er. Einmal fuhr er sich mit der Hand über den Hals.

In der Zelle befand sich noch ein weiterer Mann. Er war um die fünfzig, mit einem Frack und dem flachen Zylinder der Bürgerlichen bekleidet und duftete nach Parfüm. Das gehörte zu seinem Beruf: Monsieur Michenot war durch den Handel mit Lavendel reich geworden. Seit der Revolution von 1789, als die Bürgerlichen dem Adel die Macht abgejagt hatten, saß er zudem im Stadtrat von Aix.

Dort zeichnete er für die Justiz zuständig. Somit trug er auch die Verantwortung für diese Hinrichtung. Monsieur Michenot lief umher mit einer Unruhe, die viel zu groß war für die winzige Zelle. Es handelte sich nur um ein Provisorium, das eigentliche Gefängnis der Stadt lag weiter außerhalb. Hierher, in den Keller des Rathauses wurden die zum Tode Verurteilten erst am Tag vor ihrer Hinrichtung gebracht. Dementsprechend klein war der Raum: Fünf Schritte in die eine Richtung, und der Ratsherr prallte beinahe an die dicksteinerne Mauer. Fünf Schritte in die andere Richtung, dann stand er wieder vor Alain Durand, der im Türrahmen lehnte und ihn ruhig betrachtete.

»Ja, Sie haben gut lachen!«, fauchte der Ratsherr. Dabei hatte Alain Durand gar nicht gelacht.

Monsieur Michenot reckte den Hals gegen das kleine, vergitterte Fenster oben in der Wand, als könnte er so noch mehr von dem Trübel draußen mitbekommen. »Wenn sich die Menschen von diesen radikalen Krakeelern aufwiegeln lassen, dann ...«

Aus seiner rechten Fracktasche zog er ein Stück billiges Papier hervor, ein einzelner Bogen nur, vier Seiten mit eilig gesetzten Lettern, das wie ein mehrseitiges Flugblatt aussah. *Stimme der patriotischen Provence* stand oben auf dem Titelblatt, und darunter: »Mörder wird heute der gerechten Strafe zugeführt.«

Aber das war es offenbar nicht, was der Ratsherr zeigen wollte, denn brummelnd suchte er weiter in seinen Taschen, bis er endlich ein anderes dieser Blättchen zum Vorschein brachte. Diesmal war es der *Ami des peuples*, die andere wichtige Zeitung von Aix. Der Ratsherr riss das Papier fast auseinander, als er es entfaltete, und schlug gegen die Überschrift: »Stadtregierung lässt Hungerleider töten.«

Monsieur Michenot schnaubte. »Ist das nicht eine Frechheit? Stadtregierung lässt Hungerleider töten ...« Seine Stimme bebte, als er diese Worte vorlas. Er fuhr den armen Perpignet an: »Haben Sie gemordet, oder haben Sie nicht gemordet?« Und weil der Bauer schwieg, sich damit begnügte, die Nase hochzuziehen und die Luft

mit einem tiefen Seufzen wieder auszustoßen, gab der Stadtrat selbst die Antwort: »Natürlich haben Sie gemordet! Und auf Mord steht nun einmal die Todesstrafe, so sind die Gesetze. Und wohin kämen wir ohne Gesetze? Ach, ich sollte dieses ... dieses ...« Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich sollte es einfach verbieten! Ja, das werde ich tun!«

Der Stadtrat zerknüllte das Papier, warf es auf den Steinboden und begann wieder auf- und abzugehen. Aber schon nach wenigen Schritten blieb er erneut stehen und tastete in seinen Fracktaschen. Zum zehnten, zwölften Mal vielleicht in den letzten Minuten griff er nach seiner Taschenuhr. Er ließ den silbernen Deckel aufspringen, starrte auf die Zeiger und öffnete den Mund. Doch bevor er etwas sagen konnte, dröhnte ein Schlag von der Turmuhr durch ganz Aix, und dann noch einer und noch einer und einer nach dem anderen. Zugleich explodierten die Geräusche vom Rathausplatz, wo die Menschenmenge in ein einziges gewaltiges Geschrei voller Erwartung und Spannung und Wut ausbrach.

Die Männer in der Zelle sahen zum Fenster hinauf, allesamt regungslos. Erst als das Nachbeben des letzten Glockenschlags verebbt war, kam wieder Bewegung in ihre Körper. Der Pfarrer tippte sich hastig an Stirn, Brust, linke Schulter, rechte Schulter.

»In nomine Dei, Christi, et Spiriti Sancti ...«

Monsieur Michenot warf einen wütenden Blick auf den Bauern, der das Gesicht in beide Hände vergrub. Und Alain Durand stieß sich endlich von dem Türrahmen ab, an dem er die ganze Zeit gelehnt hatte.

»Es ist so weit«, murmelte er. Er zog ein Seil hervor, das hinten in seinem Gürtel gesteckt hatte. Für einen Moment zögerte er. »Hilft ja nichts. Und haben Sie keine Angst.«

Der Bauer hob den Kopf und stierte Alain aus großen, feuchten Augen an: »Keine Angst!? Keine Angst!? Oh, und ob ich Angst habe! Schreckliche Angst sogar!« Er schrie es heraus: »Ich hab doch gesehen, wie so was geht!«

Den Mord, für den er heute bestraft werden sollte, hatte Perpignet

mit einer Sense begangen. Und solch ein Gerät sieht zwar beängstigend aus, es mag auch scharf sein, aber mit dem langen Stiel ist es viel zu unhandlich, um einen präzisen Stich führen zu können. Dazu hatte sich das Opfer in seiner Todesangst an Perpignet festgeklammert, sodass der, auch noch betrunken und selbst fast mehr erschrocken als der andere, überhaupt nicht mehr zielen konnte. Er hatte bloß auf die Seite des Rumpfes eingehackt, immer und immer wieder, voller Panik schließlich, bis der Händler endlich auf dem Boden gelegen und sich nicht mehr gereg hatte.

Und nun befürchtete Perpignet, dass sein eigener Tod ein ähnliches Gemetzel werden könnte. Er stieß sogar den Pfarrer beiseite und ließ sich vor seinem Henker auf die Knie fallen.

»Ob ich in den Himmel oder in die Hölle komme, ist mir gleich«, schrie er, »solang's nur schnell geht!«

Alain Durand packte ihn unter den Achseln und zog ihn hoch, wie ein Vater seinen kleinen Sohn anhebt und auf einen Stuhl setzt, um die Schleifen an seinen Schuhen binden zu können. »Ein Schlag bloß«, murmelte er, während er das Tau um die dürren Handgelenke schlang. »Ein Luftzug hinter dem Ohr, und schon ist es vorbei.«

»Ist das wahr?«

Die großen, feuchten Augen blickten Alain Durand skeptisch an.

»Sie werden kaum etwas spüren. Ein Besuch beim Arzt ist schlimmer.«

Der Ratsherr stellte sich hinter Alain Durand. Er setzte jenes Gesicht auf, das er seit seinem Eintritt in die Politik gelernt hatte. »Wirklich«, sagte er, untermalt von einer jener Gesten, die er sich ebenfalls angeeignet hatte. »Alain Durand ist zwar nur der Henker, aber dafür ist er der beste Henker, den es überhaupt gibt. Kein Mensch weit und breit beherrscht dieses Handwerk so wie er! Glauben Sie mir: kein Mensch weit und breit.«

Selbst der Pfarrer unterbrach sein Gebet und versuchte ebenfalls, den Mann, der seinen letzten Gang antreten sollte, zu beruhigen: »Habe Vertrauen, mein Sohn. Gott wird die Hand unseres Henkers führen, so wie er sie bislang immer geführt hat.«

Alain Durand zog die Augenbrauen in die Höhe. Aber Perpignet schien etwas Mut zu fassen. Noch einmal seufzte er, doch dann atmete er tief durch und nickte dem Henker zu.

Als sich die Tür des Rathauses öffnete und die kleine Gruppe um Perpignet heraustrat, steigerte sich das Getöse noch weiter. Die Leute riefen und johlten, sie winkten und warfen ihre Mützen in die Luft. Die meisten freuten sich einfach, dass nun das Spektakel beginnen würde. Sie lebten tagaus, tagein ihren gewöhnlichen Trott, arbeiteten von früh bis spät, sechs Tage in der Woche und legten sich dann erschlagen zu Bett, nur um aufzustehen und wieder zu arbeiten. In diesem eintönigen Leben waren es die öffentlichen Hinrichtungen, die die spannendste Abwechslung boten. Ansonsten wurde große Unterhaltung nur selten geboten: Jahrmärkte und Volksfeste fanden nur wenige Male im Jahr statt, und in die Theater gingen nur Gebildete und Reiche. Für die Massen waren die Hinrichtungen besser, denn das war ein Schauspiel, das sie alle verstanden. Und bezahlen musste dafür immer nur einer.

So strömten aus der ganzen Umgebung die Neugierigen herbei, zu Fuß oder mit ihren Fuhrwerken. Schon am Vorabend waren die Kneipen der Stadt bis zum Bersten gefüllt. Die Wirte machten die besten Geschäfte. Immer wieder mussten sie in den Keller gehen, um neue Holzfässer mit Bier und Wein herbeizuschleppen. Am Sonntagmorgen dann zogen die Menschen in Scharen zum Rathausplatz, die fliegenden Händler priesen lautstark ihre Waren an, die Zeitungsverkäufer hielten dagegen und schrien die Schlagzeilen ihrer Sonderblätter in die Straßen. Die Vorfreude steigerte sich immer weiter, die meisten konnten es kaum noch erwarten, und wenn um elf die Rathhaustür geöffnet wurde, brach die Menge fast immer in großen Jubel aus.

Doch an diesem Tag, an diesem 1. März des Jahres 1792 waren auch andere Töne zu hören. In die Begeisterung mischten sich Empörung und Zorn. »Perpignet, du stirbst für die Sache des Volkes!«, schrie jemand. Aus einer anderen Ecke wurde gebrüllt: »Perpignet,

die Revolution wird dein Andenken ewig ehren!« Und immer wieder ein wütendes: »Ihr Mörder!«

Als der Stadtrat, der Pfarrer, der Henker und der Delinquent aus der Tür traten und für einen Moment oben auf der Rathaustreppe innehielten, bot sich ihnen ein farbenprächtiges Bild. Unzählige rote Tupfen leuchteten auf der Menschenmenge. Das waren die Jakobinermützen, die den Männern aus dem einfachen Volk als Zeichen der Revolution galten. Auch die Kombination aus Weiß und Blau und Rot war überall präsent: als Schärpen, die schräg über den Leib getragen wurden, als Bänder in den Haaren der Frauen, als Abzeichen, die in den flachen, schwarzen Zylindern der Bürgerlichen steckten.

Wie ein Saum um diese bunte Flickendecke wirkte die dichte Reihe der Gendarmen, die die Menge einfasste. So viele Gendarmen wie heute hatte Aix noch nie gesehen. An sämtlichen Einmündungen zum Rathausplatz standen sie, und auf ihren Gewehren steckten scharfblitzende Bajonette. Auch der Weg von der Rathausstür zum Schafott wurde von einer großen Anzahl Gendarmen gesichert.

Die große hölzerne Plattform war nicht direkt vor dem Rathaus aufgebaut, sondern etwas seitlich, vor der Einmündung zur *Rue des Cordeliers*, zwischen dem Rathaus und der *Halle aux Grains*, der großen Halle, in der das Getreide gehandelt wurde. Die *Rue des Cordeliers* war gleichsam abgeschnitten, endete als Sackgasse an der Rückseite des Schafotts, wo auch der städtische Leichenwagen, mit zwei schwarzen Pferden bespannt, auf seine sichere Fracht wartete. Außerdem wurden hier die Pferde der berittenen Gendarmen bereitgehalten, dreißig, vierzig Gäule, die schnaubten und an ihren Stricken zerrten. Man wollte für alles gewappnet sein. Womöglich mussten die Gendarmen schnell ausrücken oder die massigen Leiber ihrer Pferde einsetzen, um die Menschenmenge zurückzudrängen.

Der Kommandant der Gendarmerie, der wie immer eine prächtige Uniform mit goldblitzenden Knöpfen und einem schwarzen Dreispitz trug, eilte die Rathaustreppe hinauf und stellte sich neben

den Stadtrat. Die beiden Männer steckten die Köpfe zusammen. Der Tumult um sie herum war so heftig, dass selbst Alain, nur wenige Schritte entfernt, kein Wort von ihrem Gespräch verstehen konnte. Schließlich eilte der Kommandant der Gendarmerie wieder davon. Monsieur Michenot streckte sein Kreuz durch, hob den Kopf etwas an und stieg langsam die Rathaustreppe hinab. Mit einer knappen Bewegung seiner Hand bedeutete er den anderen, ihm zu folgen. Alain gab dem kleinen Bauern einen Stups, mit den Fingerspitzen nur, packte ihn aber gleich darauf, als Perpignet zu stolpern drohte, fest an der Joppe.

An der Mauer des Rathauses entlang war die dichte Kette von Gendarmen so postiert, dass sie einen Weg frei hielt, eine schmale Gasse, nicht breiter als einen Meter. Diese Gasse führte von der Tür des Rathauses direkt zum Schafott. Zwei, drei Dutzend Gendarmen waren allein aufgeboten, um diesen Weg zu sichern. Schon mehrmals hatte Alain vorgeschlagen, den Delinquenten einfach von hinten, über die *Rue des Cordeliers* zum Schafott zu führen. Dadurch hätte man sich den mühseligen Gang durch die Menge der Schaulustigen erspart. Doch der Ratsherr hatte nur erwidert: »Eine freie, selbstbewusste Justiz vollstreckt ihre Strafen nicht durch die Hintertür!«

Die zwanzig, dreißig Meter zum Schafott glichen dem Gang über sturmumtoste Meeresklippen: eine schmale Furt, auf der einen Seite erhob sich die hohe, graue Mauer des Rathauses, auf der anderen brandete die Menschenmenge an, drohte wie eine Sturzsee über die Gruppe um Alain hinwegzurasen. Die Gendarmen, die die Kette bildeten, klammerten sich aneinander fest, die Arme untergehakt, die schweren Stiefel in den Boden gestemmt, keuchend vor Anstrengung, die Gesichter hochrot. Doch sie konnten dem Druck kaum standhalten. Die ungeheure Menschenmenge schob und drängte und rangelte. Die Leute glotzten über die Schultern der Gendarmen oder durch die Ritzen zwischen ihren bunten Uniformen hindurch. Unbedingt wollten sie einen Blick auf Perpignet und seine Begleiter werfen. Einige schlugen ein Kreuzzeichen, als der Pfarrer an ihnen vorbeischnitt, aber das waren nicht mehr viele. Häufiger gab es Zu-

rufe an Perpignet, wobei man selten zu sagen wusste, ob sie aufmunternd oder spöttisch gemeint waren. »Kopf hoch, Perpignet!«, wurde immer wieder geschrien, einmal auch: »Halt den Hals steif, alter Junge!«

Auch der Henker wurde mit Rufen bedacht.

»Hey, Trockenscherer, verpass ihm 'ne schöne Rasur!«

Alain zeigte keine Reaktion.

Irgendjemand schrie: »Zehn Sous, dass er nicht mehr als einen Schlag braucht!« Aber niemand wollte sich auf diese Wette einlassen. Noch nie hatte Alain Durand mehr als einen Schlag gebraucht.

Endlich erreichte die Gruppe die steile, provisorisch gezimmerte Treppe zum Schafott. Der Ratsherr erklimmte als Erster die Stufen, dann schob Alain den Bauern hinterher. Der Pfarrer blieb zurück, dafür erklimmte ein graugesichtiger Kerl die Treppe, mühsam, ungelenkt, denn er konnte sein linkes Knie nicht bewegen. Er musste das steife Bein seitlich über die Stufen wuchten. In seiner Hand trug er das wichtigste Requisite dieses Tages: das Richtschwert. Etwa einen Meter maß es, mit einem geschmiedeten Griff und einer Klinge, die ganz außen so schlank und scharf wie ein Rasiermesser war. In den Sonnenstrahlen, die Aix und die ganze Provence in ein samtenees Frühlingslicht hüllten, funkelte die Waffe, als wäre sie ein kostbares Schmuckstück.

Der Mann trug das Schwert in beiden Händen, hielt es mit ausgestreckten Armen ganz weit von seinem Körper entfernt.

»Pass auf, Heurtin!«, schrie jemand aus voller Lunge. »Gleich beißt es dich!« Ein vielstimmiges Gejohle folgte.

Joseph Heurtin, der Henkersknecht, spuckte aus, und das Gegröle schwoll noch weiter an, wurde dumpfer, aggressiver. »Vorsicht, du hinkende Ratte! Oder sollen wir hochkommen und dir auch das zweite Bein brechen?«

Heurtin, der nun die Treppe erklimmt hatte, hinkte eilig in die Mitte der Plattform. Dort stand der Richtklotz, ein massiger Eichenklotz, einen halben Meter hoch und so breit, dass ein Mann ihn mit beiden Armen gerade umfassen konnte. Die waagrecht abge-

sägte Fläche an der Oberseite war von unzähligen Kerben vernarbt. Um ihn herum war der Boden mit Sägespänen bedeckt. Heurtin lehnte das Schwert gegen den Eichenblock und verschränkte die Arme vor der Brust.

Der Stadtrat Michenot stellte sich am vorderen Rand der Bühne auf. Alain Durand und Perpignet standen etwas weiter zurück. Durch ein kreisrundes Loch in der Plattform konnte Alain auch Doktor Chabault sehen, der unter dem Schafott auf den Kopf von Perpignet wartete. Der Doktor war ein alter, sehr lebhafter Mann, klein und drahtig, mit hektischen Bewegungen. Unter den Tausenden von Menschen bei dieser Hinrichtung war er wahrscheinlich der einzige, der gerne auf das blutige Schauspiel verzichtet hätte. Neben Alain, der als Henker aber unverzichtbar war. Und dem Verurteilten, ohne den es jedoch auch nicht ging.

Der Doktor war anwesend, weil er den Tod des Opfers zu bestätigen hatte. Er fungierte als der amtlich bestellte Arzt, den das Gesetz vorschrieb. Wenn die Frage für den Laien auch meistens recht einfach schien. Aber zum einen musste alles seinen bürokratisch geregelten Gang gehen. Und zum anderen war die Sache gar nicht so einfach, wie sie schien, schon gar nicht für den Doktor, den neben der Pflicht auch die Neugierde des Forschers hertrieb. Er nutzte die frisch abgeschlagenen Köpfe für seine Experimente. Er wollte das Geheimnis des Todes erkunden, wollte herausfinden, wann genau das Leben dem Tod weicht, in welchem Moment der Mensch wirklich stirbt. Vor allem aber wollte er die Grausamkeit der Todesstrafe wissenschaftlich beweisen.

Alle standen bereit: der Ratsherr, der Doktor, Alain Durand, sein Gehilfe und Perpignet selbst. Aber sie konnten nichts tun, als zu warten, bis die Menge sich beruhigte. Doch die Menge wollte sich nicht beruhigen. Die Leute johlten und schimpften und brüllten, manche reckten ihre Fäuste. Es sah nicht danach aus, als wollten sie bald Ruhe geben.

Der Ratsherr entfaltete ein amtlich wirkendes Dokument. Er be-